

auf das Allgemeine schließt. Eine breitere Quellenbasis hätte vor kleinen Unebenheiten geschützt und eine größere Vollständigkeit erreicht.

Insgesamt jedoch liefert Verf.n ein beeindruckendes Bild des Netzwerkes, das sich um die M. rankt und zeigt so die kulturüberspannende Bedeutung des ultramontanen Denkens auf. P. untersucht den Einfluß der „Seherin“ Luise Beck auf die M. und den Zusammenhang mit den klassisch ultramontanen Frömmigkeitsformen, und ordnet so das Phänomen der stigmatisierten Jungfrau in das antimoderne Denken dieser Strömung ein.

Die Arbeit ist in Diktion und Fragestellung auf dem Stand der modernen Kirchengeschichtswissenschaft und hebt sich durch klare Analysen angenehm von mancher dem Erzählen verpflichteten Darstellung ab, die dann manches Mal keine wirklichen Schlüsse zieht. Andererseits scheut P. vor plakativen Urteilen zurück und gibt so differenzierenden Überlegungen Raum. Die Methodik ist fruchtbringend und erschließt neue Perspektiven. Die Biographie nicht als Selbstzweck zu betreiben, sondern um exemplarisch das Allgemeine am Besonderen sichtbar zu machen, ist sicher klug und viel erhellender als eine bloße quellengestützte Nacherzählung eines Lebens. Allerdings muß bei der Auswertung biographischer Episoden im Leben des Einzelnen auf die Verortung des singulären Erlebnisses im Gesamtleben geachtet werden.

Der Bd. ist üppig ausgestattet; es sind knappe Biographien als Fußnoten unter den Text gesetzt. Oft werden in Randglossen Portraits der Personen gezeigt. All das gestaltet die Lektüre sehr angenehm. Allerdings ist etwas rätselhaft, warum die Anmerkungen in Spalten und nicht über die ganze Seitenbreite gedruckt wurden. Der gründliche Index macht das Buch auch für rasche Referenzen nützlich. Eine breitere Quellenbasis und ein größerer Aufwand bei der Identifizierung von einzelnen Besuchern hätte den letzten Schliff vermittelt. Trotz mancher Bedenken im Detail ist dieses wichtige Werk einschlägig für den Binnenraum des Katholizismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jhdts.

M. MICHELS

BRODKORB, CLEMENS/KENTRUP, CHRISTOPH, *Georg von Sachsen. Kronprinz – Priester – Jesuit*. Heiligenstadt: F. W. Cordier 2004. 80 S., ISBN 3-929413-83-3.

Georg von Sachsen (1893–1943), Kronprinz und Stammhalter des sächsischen Königshauses, seit 1924 Priester, 1925 Jesuit, 1943 wohl durch Herzversagen beim Baden im Glienicker See umgekommen (für einen Mord durch die Gestapo, der immer wieder vermutet wurde, gibt es keinen Anhaltspunkt: 63), gehört zu den bekannteren deutschen Jesuiten des 20. Jhdts. und speziell für Sachsen und die Diözese Dresden-Meißen auch zu den wichtigeren kirchlichen Identifikationsfiguren. Geprägt durch die selbstverständliche katholische Frömmigkeit seiner Familie und gleichzeitig durch das ebenfalls zwei Jhdte. währende selbstverständliche Leben in protestantischer Umgebung, war nun doch sein Weg gerade zu den Jesuiten alles andere als leicht begreiflich – hatte doch sein Vater als König von Sachsen noch im Bundesrat bis zuletzt im April 1917 für Beibehaltung des Jesuitengesetzes gestimmt (41), wie denn auch in Sachsen die Jesuiten erst zwei Jahre später durch das Inkrafttreten der Weimarer Verfassung Freiheit hatten und König Friedrich August seinem Sohn 1919 die geistliche Laufbahn nur unter der Bedingung erlauben wollte, daß er kein Jesuit würde – eine Bedingung, die freilich Georg schon damals nicht akzeptierte (31). „Meinen Geist zieht es zu den Jesuiten, mein Gemüt zu den Franziskanern“, so schrieb er einmal in diesem Jahr (39).

Den äußeren Anlaß der Beschäftigung mit Georg von Sachsen bot sein 60. Todestag, der am 15. Mai 2003 in der Kathedrale von Dresden gefeiert wurde; die Predigt von Christoph Kentrup zu diesem Anlaß ist im Anhang (77–80) abgedruckt. Ansonsten ist das Heftchen eine Leistung von Clemens Brodkorb, des Archivars der Norddeutschen (bzw. jetzt der Deutschen) Jesuitenprovinz. Es bietet eine glückliche Kombination von solider, auch Neues bietender historischer Forschung, aufgelockerter und vor allem durch viele Photos illustrierter Biographie und geistlichem Grundmotiv. Letzteres, den geistlichen Leitfaden, liefert das Stichwort „Vado ad patrem – Ich gehe zum Vater“ (Joh 16, 28), das am Schluß des Predigtmanuskriptes stand, das man nach dem tragischen Tod Georgs im Glienicker See am Ufer fand; immer wieder läßt der Verf. dieses Leitmotiv an den verschiedenen Stellen des Lebensweges Georgs anklingen. Archivalisch fußt das

Bd.chen auf dem Nachlaß Georgs von Sachsen, dabei u.a. auf seinen 1930 von P. Schmutte diktierten Lebenserinnerungen, dem unveröffentlichten Manuskript von P. Alfred Rothe über ihn, aber auch verschiedenen andern Manuskripten, nicht zuletzt seinem Briefwechsel mit seiner Tante Prinzessin Maria Immaculata, der Stifterin von Hoheneichen, die an Stelle seiner Mutter trat und seinen Lebensweg stark prägte (19). Vieles, u. a. seine Beziehung zum „Widerstand“ und die Gestapo-Überwachung, der er ausgesetzt war, bleibt dabei nur vage bekannt (58). Ein vom Rez. gefundenes Schreiben Georgs an den Ordensgeneral Ledochowski aus dem römischen Generalatsarchiv (zit. 59 mit Anm. 137, ebenso 77 in der Predigt von Chr. Kentrup) bezeugt sowohl, wie er unter dem NS-Regime litt, wie seine widerstreitenden Erwägungen, auszuwandern oder aber als sein Anteil am Kreuz des Herrn in Deutschland zu bleiben.

Georg von Sachsen, dessen Stärke auf dem Gebiet der geistlichen Beratung, der Exerzitien und der persönlichen Kontakte lag, stand auch in Kontakt mit den Anfängen der Una-Sancta-Bewegung. Für seine „ökumenische“ Einstellung ist bezeichnend die Verbindung der felsenfesten Überzeugung, daß die katholische Kirche „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ sei, mit einer gerade daraus entspringenden Demut und der Anerkennung, „daß sehr viele Christen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen und mit weniger Wahrheiten leben, als Menschen und als Christen weit über ihm [dem katholischen Christen] stehen“ (72f.). Diese Verbindung von tiefer Überzeugung mit Demut und Achtung des Anders ist vielleicht sein wichtigstes Vermächtnis für uns heute.

KL. SCHATZ S. J.

WEISS, OTTO, *Deutsche oder römische Moral? – oder: Der Streit um Alfons von Liguori.*

Ein Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Romanismus und Germanismus im 19. Jahrhundert (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte; Band 5). Regensburg: Pustet 2001. 317 S., ISBN 3-7917-1744-8.

Das Werk ist eine konzise Synthese zahlreicher Studien, die Otto Weiß dem Redemptoristenorden einerseits, der Geschichte des Ultramontanismus andererseits, gewidmet hat. Die Geschichte der Rezeption des Werks Alfons von Liguori (= A. L.) wird zu einem Paradigma für nationale Mythen- und Ideenbildung im Bereich der Theologie („deutsche“ gegen „welsche“ Moral und Frömmigkeit), verwoben mit dem Konflikt unterschiedlicher Formen und Grade der Modernisierung von Religion und theologischer Wissenschaft.

A. L. (1696–1788) fand seine Berufung 1730 in der Volkserziehung und Seelsorge für die einfache Landbevölkerung Süditaliens, deren religiöse Unwissenheit die von ihm gegründete Priesterkongregation der Redemptoristen v. a. durch Volksmissionen zu heben suchte. Seine moraltheologischen Werke sind kasuistisch und für die Seelsorger im Beichtstuhl konzipiert, die Klassifizierung der verschiedenen Arten von Sünden nimmt darin den breitesten Raum ein; zugleich entwickelte er das dem jesuitischen Probabilismus verwandte Moralsystem des Äquiprobabilismus. Persönlich war A. L. von einer vom Autor als „neurotisch“ qualifizierten Skrupelhaftigkeit (31f. u. ö.) geprägt. Seine kritiklosen Erbauungsschriften sind ganz der Mirakelgläubigkeit der süditalienischen „Volksfrömmigkeit“ des 18. Jhdts. verhaftet, bedienen also deren Erwartungen.

Bedeutung im deutschsprachigen Raum gewannen die Redemptoristen erst durch Clemens Maria Hofbauer (1751–1820). Aus dessen Schülerkreis gingen die ersten Werkausgaben und Übersetzungen für das deutsche Publikum hervor, wobei erst die Heiligensprechung A. L.s 1839 der Rezeption wirklichen Aufschwung gab. Viele moraltheologische Handbücher argumentierten seither stark mit A. L. Umgekehrt begann die u. a. von Johann Baptist Hirscher geprägte deutsche Universitätstheologie sich nun kritisch mit ihm auseinanderzusetzen. Die Tübinger Moritz Aberle und Franz Xaver Linsenmann kritisierten die rein negative, spekulativ unbefriedigende und kasuistische Sündenmoral desselben. Mit der Zuspitzung des Gegensatzes zwischen deutscher historischer und römisch-ultramontaner Theologie in der zweiten Jahrhunderthälfte wurde A. L. immer mehr zum Prototyp einer unwissenschaftlichen romanischen Theologie. Ignaz von Döllinger meinte, man könne von ihm vor Theologen nicht sprechen, ohne ausgelacht zu werden. Während die moderne deutsche Theologie historisch-kritisch mit Quellen ar-